

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 107 (1981)
Heft: 14

Rubrik: Blick in die Schweiz : das fünfzigste Jubiläum

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Bruno Knobel

Das fünfzigste Jubiläum

«Sprachverärgert»

Wenn man die Leserbriefspalten im Blätterwald landauf, landab regelmässig überfliegt, dann kann einen das in letzter Zeit mit grosser Genugtuung erfüllen, ja mit Erstaunen, denn es ist gewiss nicht selbstverständlich, dass sich so viele Zeitgenossen um die Sauerhaltung unserer Sprache bekümmern.

Da wird gefragt, ob es denn um Gottes und Dudens willen nötig sei – und wenn ja, weshalb –, «in etwa» zu sagen, wo doch das schlichte «etwa» durchaus genüge und bisher trefflich genügt habe. Da wird leserbrieflich der Kopf geschüttelt darüber, dass Preise sich nicht einfach wie bisher erhöht haben oder gestiegen sind, sondern dass es sich um angehobene Preise handelt (von denen womöglich dringend erhofft wird, dass sie gelegentlich auch wieder abgesenkt werden). Diese kurze Reihe der Beispiele, die ohne Mühe erheblich verlärgert werden könnte, mag genügen, um jene sprachlichen Torheiten zu charakterisieren, die sich in der Tat und in den Medien breitmachen, weil sie offensichtlich vielen Schreibern und Sprechern imponieren und deshalb gedankenlos kolportiert werden. Es ist somit nicht nur sehr gut, dass sich die Zahl der von solcher Sprache Verärgerten vergrössert, sondern und der Sitte entsprechend *echt* gut; und man ist darüber nicht nur ganz zufrieden, sondern *voll* zufrieden. Denn solcher Protest ist vielleicht geeignet, einen Modetrend abzublocken (wenn man schon einer Modeströmung nicht mehr entgegenwirken kann).

Neu ist diese Erscheinung nun zwar nicht mehr. Neu dagegen ist, dass für solche sprachliche Entgleisungen – sofern man den Leserbriefen Glauben schenken will – der Urheber gefunden ist: Man nennt neuerdings diese Sprache «Medienjargon».

Horch, was kommt von draussen her!

Tatsächlich ist nicht zu überhören, dass manche unnötige Sprachneuerungen in deutschen Medien auftauchten und flugs von Sprechern auch in Schweizer Medien aufgenommen wurden. Man will ja in Helvetien um kein Geld provinziell sein, auch wenn gerade dieser Wille Ausdruck von echtem Provinzialismus ist. Man will wenigstens das kopieren, was sich ohne Mühe und Kosten kopieren lässt. Und es kann ja wirklich echt nichts schaden, wenn z. B. am Schweizer Fernsehen, wo am gleichen Tag drei verschiedene Sprecher sich zu einem «fünfzigsten Jubiläum» äusserten, solche eigene Sprachblüten auch noch mit einigen fremden garniert werden. Dass man zumindest in der Nähe unseres Fernsehens auf die «Mediensprache» aufmerksam wurde, vermochte die «tv radio zeitung» «aufzuzeigen», in der in einem Editorial allerdings u. a. auch die Vermutung geäussert wurde, dass das x-jährige Jubiläum nun schon so häufig geäussert werde, dass es wahrscheinlich schon wieder als richtig gelte. Wie immer das gemeint gewesen sei – ehrlich oder ironisch –, etwas Wahres dürfte wohl daran sein:

Wir alle, Sprachreiniger und -puristen vom Dienst und aus Neigung, vergessen gerne, dass eine Sprache, auch unsere, *lebt*, dass sie sich *wandelt*, nämlich dass sie dauernd geprägt wird von Neuem, auch «Modischem», gewiss auch von gedankenlos kolportiertem fehlerhaftem Modischem, das schliesslich durch längeren Gebrauch einmal «richtig» wird und den Segen von Duden erhält. Wie weit man in dieser Beziehung tolerant sein soll, darf und will, ist eine Frage des Ermessens. Zu warnen aber sind jene Sprachpuristen, die mit ihrer Kritik danebenhauen, indem sie gleich alles, was (ihnen) an der

(«Medien»-)Sprache neu erscheint, in den gleichen (Abfall-)Korb schmeissen. Da stiess ich etwa auf Leserbriefe, in denen Schreiber sich ärgerlich darüber äusserten, dass sich die von draussen kommende Sitte, das *neue* Wort «bislang» zu brauchen (statt «bisher»), auch bei uns breitzumachen beginne. Und einer bemängelt, neuerdings «stehe sogar die Gefahr ins Haus», dass die sprachliche Neuprägung «beuteln» auch bei uns Schule machen werde. Aber die echte Tatsache, dass unsere Gegenwart von Sprachtorheiten gebeutelt wird, ändert nichts an der vollen Wahrheit, dass die Vokabel «gebeutelt» mitnichten so gar neu ist, sondern sich schon in Luthers Bibelübersetzung fand, nur hat man sie bislang etwas weniger häufig verwendet. Und was das «bislang» betrifft – auch es ist so neu nicht; es findet sich schon in einer Duden-Ausgabe der frühen dreissiger Jahre und dürfte noch wesentlich älter sein.

Sündenbock: Die Medien?

Man kann den Medien gewiss vieles zur Last legen (wäre hier «anlasten» ein sprachlicher Verstoss?), aber doch nicht gleich alles. Die Sprache der Medien bildet sich ja zur Hauptsache aus dem alltäglichen Sprachgebrauch, auch aus dem Dialekt. Durchaus auch zum Vorteil der Sprache. Ich hatte einst die Absicht, mich in einer Sprachglosse zu äussern über die «Unsitte» vieler Redner, ihre Aussage gespreizt zu beginnen mit der dummen Floskel «Ich möchte meinen...» oder «Ich würde meinen...». Ich habe es dann doch nicht getan, weil ich noch rechtzeitig entdeckte, wie häufig (und eigentlich durchaus berechtigt) wir im Dialekt die Bescheidenheit in unserer Antwort auf eine Frage auszudrücken pflegen mit der (von niemandem kritisierten) Einleitung: «Also, *ich* würd meine...» Weshalb soll diese Wendung nicht auch Platz haben in der Hochsprache, auch wenn sie zwar verbal unnötig scheint, als Wendung aber doch zurückhaltende Bescheidenheit ausdrückt?

Wenn Sprache nicht lebendig, also nicht wandlungsfähig ist, dann ist sie tot – echt tot, würden gewisse Leute sagen. Ihre Lebendigkeit zieht sie aus der alltäglichen Umgangssprache. Dort vor

allem ist sie lebendig und oft nicht nur original, sondern auch originell. Man mag z. B. junge Leute belächeln, wenn sie emphatisch gestehen, wie sie durch diesen oder jenen «lässigen Typ» so richtig «aufgestellt» worden seien. Eine Sprachmode, gewiss, aber doch ebenso gewiss kein Unglück, wenn diese Wendungen nun «sogar schon in die seriöse Presse geraten». Dieses «lässig» ist abgeleitet von «gelassen», und dass einen die Gelassenheit eines Menschen, aber auch eine bestimmte Musik (oder was immer) aufrichten (nämlich «aufstellen») kann, ist eigentlich keine so neue Erkenntnis, sondern höchstens eine neue Formulierung im Dialekt, die aber in der Hochsprache schon längst bekannt und als «aufgerichtet» in Gebrauch ist.

Ich verstehe auch nicht so recht die Verachtung, mit welcher Leserbriefschreiber den Umstand quittieren, dass «ein sonst sprachgewandter Journalist sich herabliess», statt in gewohnter Weise zu erwähnen, ein Amt habe daraus eine Riesensache gemacht, zu sagen, da sei wieder einmal unnötigerweise «ein Büro eröffnet worden» – weil es heute verbreitet ist, im Dialekt zu sagen: «Hätt dä wider es Büro uuftaal!» Man kann gewiss auch stutzen, wenn in einem seriösen Blatt in einem seriösen Artikel steht, es habe sich einer «genervt» gefühlt. Aber ob man deswegen gleich ein Büro auf tun soll, kann man sich fragen, wenn man bedenkt, dass dieses umgangssprachliche «genervt» zwar neu und modisch ist, dass es aber doch eigentlich ebenso treffend und keineswegs hässlicher ist als das uns gewohnte hochsprachliche «auf die Nerven gegangen».

Sprache ist dazu da, etwas möglichst klar auszudrücken. Ich würde meinen, die «Saubere» der Sprache bestehe einmal in dieser Klarheit (die ohne Klarheit der Gedanken nicht möglich ist), dann aber auch darin, dass sie den zurzeit verbindlichen Regeln entspreche, Regeln, die sich jedoch wandeln. Ich möchte deshalb meinen, dass es einen schon aufstellen kann, wenn man sieht, wie viele Zeitgenossen hellhörig geworden sind für sprachliche Gebräuche, dass die Sprache aber letztlich auch noch eine andere Aufgabe hat, als nur «sauber» zu bleiben. Denn zu bestimmen, was sauber sei, ist nicht immer so einfach wie in etwa bei absenken. Zumal nicht alles unsauber ist, was neu zu sein *scheint*.